

## PADERBORN

### Dreimal Tod

**THEATER PADERBORN:**  
 „In weiter Ferne“  
 von Caryl Churchill  
 Regie Robert Teufel  
 Ausstattung Rebekka Zimlich

Joan kann sich nirgendwo verstecken. Der leere Raum, den die Ausstatterin Rebekka Zimlich aus drei schiefergrauen Wänden erschaffen hat, bietet ihr keinerlei Schutz. Also drückt sich das Mädchen im lachsfarbenen Shirt an eine der Wände, möglichst weit weg von der einen Tür, durch die Harper den Raum betritt. Joan weiß nicht, was sie von ihrer Tante zu erwarten hat, und das macht ihr Angst. Dabei beginnt das Gespräch zwischen ihnen ganz harmlos. Harper erinnert sie nur daran, dass es schon sehr spät und die Zeit gekommen sei, endlich schlafen zu gehen. Aber Joan kann nicht schlafen. Das, was sie gerade draußen vor dem Haus beobachtet hat, lässt ihr keine Ruhe. Ihr Onkel hat anscheinend mehrere Menschen, die in einem Lkw gebracht wurden, geschlagen und misshandelt. Doch das kommt erst nach und nach heraus. Mit ihren Offenbarungen bringt sie Harper aus dem Konzept. Sie hat zwar für alles, was Joan gesehen hat, Erklärungen. Nur klingen die immer absurder. Das Mädchen aber will ihrer Tante glauben und bietet ihr schließlich sogar an, die Spuren der Gewalt zu tilgen.

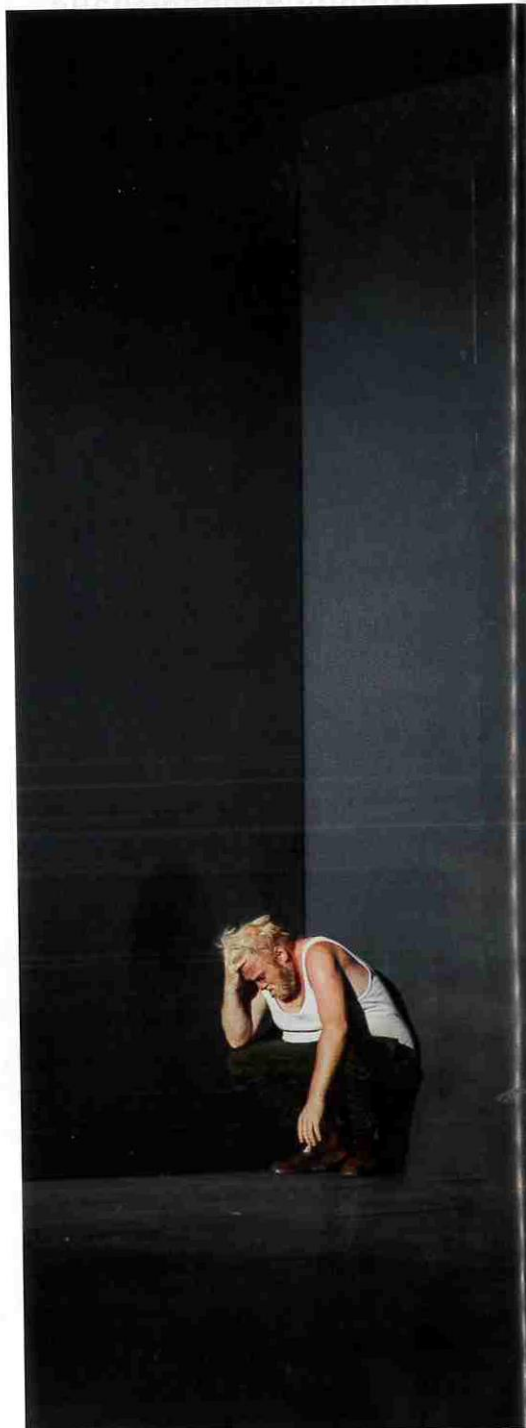
Vieles bleibt im Dunkeln in der ersten Szene von Caryl Churchills „In weiter Ferne“. Dem Publikum geht es ebenso wie Joan. Ihm fehlt der Kontext, aus dem heraus sich die nächtlichen Ereignisse erklären ließen. Aber anders als das Mädchen, das sich an jede Lüge Harpers wie an einen Strohhalm klammert, der ihm sofort wieder entgleitet, weiß es genau, dass hier finstere, zerstörerische Kräfte am Werk sind. Churchills knappe Dialoge gleichen den kurzen,

**Gut und Böse? – In Caryl Churchills „In weiter Ferne“ (hier mit Tim Tölke) gibt es keine „richtige“ Seite mehr.**

Foto Christoph Meinschärfer

harten Strichen eines Zeichners, der eine Szene nur andeutet und so Räume für Assoziationen öffnet.

Diese Technik greift Robert Teufel in seiner fast schon kargen, sich ganz auf den Text fokussierenden Inszenierung auf. Nancy Pönitz' Joan bewegt sich kaum. Sie steht mit hinter ihrem Rücken verschränkten Armen an der Wand und weicht der von Annagerlinde Dodenhoff gespielten Harper nur ganz sanft aus. In ihren leicht pendelnden Bewegungen schwingt aber noch etwas anderes als Angst mit. Gerade die äußerste Reduktion der spielerischen Mittel schärft den Blick für Nuancen und Doppeldeutiges. So spiegeln Pönitz'



Bewegungen die Sätze, die Caryl Churchill Joan in den Mund gelegt hat. Auf der einen Seite präsentiert sich Pönitz' Joan als reine Unschuld, die unbedingt das Richtige tun will und fest an das Gute glaubt. Auf der anderen sabotiert und manipuliert sie die ältere Frau mit einer geradezu diebischen Lust. Harper hat die Macht, aber Joans so unschuldig vorgetragene Offenbarungen treiben sie mehr und mehr in die Enge, bis Annagerlinde Dodenhoff im übertragenen Sinne mit dem Rücken zur Wand steht.

In der zweiten Szene ist Joan erwachsen und arbeitet zusammen mit Todd, dem Tim Tölke eine fiebrige, sich am Rande zur Paranoia bewegende Energie verleiht, in einer bizarren Hutfabrik. Wieder offenbaren sich die Verhältnisse nur bruchstückhaft. Aber schließlich erfährt man, dass die extravaganten Hüte, die Joan und Todd fertigen, von zum Tode Verurteilten auf dem Weg zur Hinrichtung getragen werden. Die Gewalt, die das Mädchen noch verstört hat, ist alltäglich geworden. Über korrupte Machenschaften innerhalb der Fabrik können sich Joan und Todd noch aufregen. Die Massenhinrichtungen, an denen sie indirekt teilhaben, hinterfragen sie nicht mehr. Und so tönt Nancy Pönitz' und Tim Tölkes Schweigen lauter als ihre Worte.

Beide wollen auf der richtigen Seite stehen. Nur gibt es in Caryl Churchills nur sehr schwer greifbarer Dystopie keine richtige Seite mehr. Aber das wird den beiden erst in der dritten und letzten Szene des Stücks bewusst, die wieder auf Harpers Farm spielt. Die Welt befindet sich in einem totalen Krieg aller gegen alle. Neben den Menschen beteiligen sich auch die Tiere und die Natur an den Kampfhandlungen, die von ständig wechselnden Allianzen geprägt sind. Niemand weiß mehr, wer Freund ist und wer Feind, und doch hält Harper an allem fest, was ihr von den Mächtigen eingeflüstert wurde. Aus der jovialen Frau der ersten Szene ist eine blinde Eiferin geworden, die einen mit Entsetzen erfüllt. Aber auch Todd und Joan, die dem Krieg entfliehen wollen, haben längst den letzten Rest Unschuld verloren. Robert Teufel schließt die verstörenden Lücken, die Caryl Churchill gelassen hat, nicht. Seine zurückgenommene Inszenierung verstärkt sogar noch den Eindruck des Kafkaesken. Und so sind es am Ende die Leerstellen, die einen noch deutlicher als alles andere warnen: Gewalt ist ein Krebsgeschwür, das alles auffrisst. //

Sascha Westphal